

www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/ago-der-traeumer/

RICHARD OLIVER SCHULZ

Ago der Träumer

Das neue Leben

Marie hatte sich einen Sohn gewünscht. Und schon zu Beginn ihrer Schwangerschaft hatte sie eine Vorstellung davon, wie er wohl sein und aussehen würde. Deshalb machte sie sich eine Puppe: Sie stopfte einen hellen Strumpf als Kopf aus, stickte blaue Augen darauf, malte mit einem Filzstift Mund und Nase und befestigte oben darauf hellbraune, lockige Krepphaare. Die Arme und Beine legte sie aus Draht an, umhüllte sie mit Watte, überzog sie mit einem Strumpf und zog der Puppe ein gelbes Lederjäckchen und ein schwarzes langes Lederhöschen an. Als Schuhe gab sie ihm zwei braune Lederpantöffelchen. So war die Puppe fertiggestellt, die das Vorbild des Sohnes abgeben sollte. Sie glaubte fest daran: Das Kind, das in ihr heranwuchs, sollte nach diesem Vorbild gestaltet sein. Und sie sollte damit recht behalten.

Auch der Name für den Jungen stand schon fest. Der werdende Vater selber, Werner Fuertlein, ein promovierter Historiker, außerdem auch Germanist und Romanist, hatte ihn ausgesucht. Der Sohn sollte Eginhard heißen und der Kürze halber Ago genannt werden. Der Vorname sollte nach Ansicht des Vaters so gewählt werden, dass in der Reihe möglicher Namen alle Vokale vorkommen sollten. Ganz insgeheim maß nämlich der Vater, freilich ohne es wirklich zuzugeben, den Vokalen eine besondere, gleichsam magische Kraft bei. Freilich waren nun im Namen Eginhard nicht alle Vokale enthalten, weshalb dieser Name abgekürzt werden sollte auf Ago. Aber damit war es nicht getan. Es musste ein weiterer Name her, der nicht nur germanischen Ursprungs war, sondern ebenso, und zwar zu gleichen Teilen, im romanischen Sprachraum zu Hause war. Dabei dachte die Mutter besonders an ihre Beziehung zu Frankreich, der Vater an die Geschichte Englands. Sie wählten den Namen Oliver. So waren in allen drei Namen insgesamt alle Vokale enthalten. Als nun der werdende Vater den Namen des künftigen Sohnes seinen Verwandten in Freiburg vorstellte, erwiderten diese, dem Unbekannten abhold, auf Alemannisch

„Was ist denn das für en Nemme?“

„Eginhard“ kannten sie nicht, obwohl der Name germanischen Ursprungs war, und auch der Name Oliver war noch zu selten in Deutschland. Sie alle zeigten kein Verständnis für etwas, das ungewohnt war.

Wer erfahren will, was Kinder fühlen, bevor sie geboren werden, sollte nachempfinden können, dass sie mit dem ganzen All verwachsen sind. Agos Bewusstsein stammte gleichsam aus dem ganzen All. Auf eine besondere Weise war er der Mensch schlechthin und fühlte sich völlig geborgen in einer das ganze Weltall durchdringenden Macht. Nun, da er in das Leben eintrat, würde er nur einer unter vielen sein. Dies war die erste Erfahrung des neugeborenen Kindes. Ein wenig davon mochte auch der werdende Vater empfinden. Draußen vor den Toren des städtischen Klinikums, an einem milden Abend im April, stand Werner Fuerthlein, der Historiker, und wartete auf die Geburt seines Sohnes. Wirklich war es nun auch Zeit geworden. Der errechnete Geburtstermin war schon um gute drei Wochen verzögert. Die Stunden der Wehen hatten nicht kommen wollen. Dann aber hatten sie plötzlich eingesetzt. Der werdende Vater wartete. Er wartete Stunden. Während seines Wartens überkam ihn manchmal eine unsagbare Ruhe, und er empfand dann eine uferlose Weite, die ihm aus allen Dingen zu sprechen schien. Er hatte sie oft in stillen Stunden erlebt, wenn er melancholisch über die vermeintliche Vergeblichkeit des Lebens nachgesonnen hatte, die übertönende Ruhe hing dann in seinen Gedanken, die er zu ordnen suchte. Seine Gedanken waren wie Inseln in schweigendem Ozean, und es widerstrebte ihm sehr, sie an die Tiefe des Meeres zu verlieren, die ihm unergründlich schien. Er wollte seine Gedanken behaupten, wollte sie halten und an sich reißen, denn sie bildeten seinen Standpunkt, der ihm Sicherheit gab. Als er die Ruhe spürte, die alles umgab, wurde er sichtlich beunruhigt. Er durfte sich nicht verlieren. Ungeduldig starrte er in den dämmernden Abendhimmel hinauf, den Gebilden eines züngelnden, glimmenden Wolkenmeeres nach, das allmählich in der aufsteigenden Dunkelheit versank. Er fühlte in diesem Moment, dass auch die Seele seines Kindes, wie die aller Kinder, aus diesen weiten Räumen ihren Weg zur Erde finden würde. Mit bangem Herzen blickte er in die Wogen der dämmernden Finsternis hinaus, die gleichsam über dem Kind zusammenschlugen. Es schien ihm wie ein gleichnishafte Bild für das beginnende menschliche Leben in dieser Welt.

Der Vater wurde immer ungeduldiger, je näher die Stunde rückte, er ging immer in der Nähe der gynäkologischen Klinik hin und her, denn einzutreten wagte er nicht, er atmete die milde Frühlingsluft in tiefen Zügen, ging auf und ab und machte sich Mut bei jedem Schritt. Es war ein herrlicher Frühlingsabend.

Der Vater blieb stehen. Er lauschte in die Stille und stieß auf einen Gedanken, der in ihm selbstständig zu sprechen schien: „Ich bin. Von Ewigkeit bin ich, bin wahres und einziges Ich. Aus dem Ich-Bin ist alles geworden. In mir war der Anfang, und in und aus dem Anfang erschuf ich mir

Wesen, jenseits der Zeiten und Schatten.“ Aber wer war dies ‚Ich‘, das von sich behauptete, dass aus ihm alles entstanden sei? So fragte sich Werner Fuerthlein. Es konnte ja nicht das Ich sein, als das er sich selber begriff, denn das war von Schatten umlagert – und schwach. Das Ich, als das er sich selber begriff, das konnte solches nicht schaffen. Er war der Meinung, dass das Ichbewusstsein, wenn man es für sich betrachtete, in allen Menschen dasselbe sei. Und so war es dünnes, ja ausgedünntes Bewusstsein. Es gab vielleicht eine höhere Macht, die über dem Ich stand. Er glaubte, dass es einen Gott gab, doch glaubte er nicht, dass dieser bestimmbar sei, und war nicht sicher, worin er bestand. Doch gab es auch andere „Götter“, die leichter zu fassen waren. Werner Fuerthlein dachte da zum Beispiel an die Macht der Tradition, das war, wie er wusste, eine bedeutende Macht. Sie schrieb den Menschen vor, wie sie zu sein und wie sie zu denken hatten, sie ebnete ihnen die Wege, begleitete sie durchs Leben, hakete dessen einzelne Stationen ab. Die Tradition gab vielen Menschen Halt. Sie schuf Sinn, wo keiner ihn erkannte. Wenn aber einer zum Verbrecher wurde, dann war die Erziehung schuld. So dachte Werner Fuerthlein. Man hatte ihm in diesem Fall zu wenig Tradition gegeben. Und über der Tradition, gleichsam dahinter, da stand die Macht der Biologie. Die Gene hatten den Menschen so gemacht, wie er war. Er konnte nichts dafür, wenn er sich so verhielt, wie ihn die Gene geschaffen hatten. Das dachte Werner Fuerthlein ganz im Ernst.

Allmählich verstummten seine Gedanken, und Dunkelheit senkte sich herab. Schon war die keimende Ahnung vergessen, der Gedankenfaden plötzlich abgerissen. Nie wieder dachte der Vater so tief. Zurück blieb nur noch die Stille, die eingekehrt war im dunklen Wald der Gedanken. Er hatte gar nicht bemerkt, dass es allmählich auf Mitternacht zuing. Also besann er sich wieder und eilte zur Klinik zurück, wo seine Frau schon lange in den Wehen lag. Er traute sich aber nicht ganz bis vor die Türe des Krankenzimmers. Er wartete vielmehr im Wartebereich und saß auf dem Gang. Er wartete lange. Die Geburt war schwer und hatte schon mehrere Stunden gedauert. Nur einmal zeigte sich der Professor, und als er die fragende Miene des werdenden Vaters erkannte, beruhigte er diesen, indem er sagte: „Bei uns ist noch niemand dringeblichen!“ Da: erste laute, klatschende Geräusche! Mit Wohlbehagen hörte er Babygeschrei. Das Kind war geboren. Die Oberschwester trat vor die Türe und sagte: „Es ist ein Junge, ein großer Junge!“ Freilich war er groß, da ja der Geburtstermin schon um drei Wochen überschritten war. Die Geburt war abgeschlossen worden mit der Zange und dem Dammschnitt. „Es ist ein großer Junge!“ Mit diesem Bescheid gab sich der Vater zufrieden – und ging nach Hause, ohne das Zimmer betreten zu haben.

Ganz anders erging es Ago in diesem Moment. Er kam aus einem Meer der Nacht und tiefer Bewusstlosigkeit. Er wusste nicht, wie ihm geschah, als er verschwommen Helligkeit erblickte, getrieben durch einen Wirbel aus seiner schützenden Hülle. Dann aber folgte der Schlaf. Durch den Schlaf kam Ago in die Welt. Wenn er wach war, zeigten ihm die Dinge in ihrer Klarheit und Größe unangenehmen Widerstand. Ago roch ihr Dasein und Wesen, er schmeckte ihren Geruch,

er sah den Stoff, mit dem der Laufstall ausgelegt war, die bunten Muster darauf, gebannt in die Schwere ihres Geruchs – und fand sich verloren darin. Alles aber stand in intensivem Leben.

Was er erlebte, war unterbrochen von langem Schlaf, und kaum je konnte er sich erinnern, wenn er in den Schlaf zurücksank, was ihm begegnet war. Aber mit jedem Erwachen war ihm die Welt vertrauter, die er erblickte. Hinter Gitterstäben hatte man ihn abgesetzt, der Platz darin gehörte ihm allein, und er hatte viele bunte Gegenstände, die er betrachten und greifen konnte. Sie rochen und schmeckten. Wenn er ihr Wesen aufnahm im intensiven Geruch, konnte er dieses sich zu eigen machen, indem er es in den Mund nahm und mit dem Speichel vereinte. Das dämpfte den Geruch und machte ihn freundlicher. Er hatte dann Heimat in ihm und kannte ihn besser, und das beruhigte ihn sehr. Die Dinge, die um ihn lagen, sprachen sich nur durch ihre Gegenwart aus, sie waren mehr, als er ahnen konnte. Er kannte ihr Wesen noch nicht, das ihn befremdlich umging in seinem starken Geruch, und das machte ihn unruhig. Es sprach durch seine großen dunklen Augen, das kleine Ding, aber das waren tote Augen. Er kannte sie nicht. Wenn er es packte mit seinem Mund, kam es ihm näher. Das Ohr des Wesens wurde eingespeichelt, er konnte es schmecken, die Kanten und Konturen wurden abgeleckt. So war er sich ihrer nun sicher.

Da setzten eines Tages zwei große Menschen, nämlich die Mutter und ihre Vertraute, eine von denen, die nur manchmal kamen, einen anderen seinesgleichen in sein Revier, einen Jungen, ähnlich ihm selbst. Er hatte ein graues Wolljäckchen an und nur wenig blonde Haare auf seinem Kopf. Es war nicht das erste Mal, dass Ago ihn sah. Der Junge war ihm nicht völlig unvertraut, aber er erkannte ihn als Störenfried. Es war ihm nicht angenehm, dass man ihn zu ihm hereingelassen hatte. Denn das war sein Revier und sein Zuhause, in dem er wirken konnte, wie er wollte. Der Junge machte ihn unfrei. Er hinderte ihn, sich so zu bewegen, wie er es wünschte, eben weil der andere es anders wollte – aus einem fremden, unberechenbaren, störenden Willen heraus. Da saß er, der andere Junge, mit seinem feisten Gesicht, seiner breiten, aufgeworfenen Stupsnase und blondem Flaum auf dem Kopf. Der Junge hatte keine dichten Haare, wie er selbst sie hatte, keine, in die man hineingreifen konnte, wie er es gerne tat. Er war befremdlich, seinem Willen keineswegs gefügig. Denn er war wild und verwegen. Und er würde sicher wieder Ärger machen. Ago befürchtete es und ärgerte sich. Er kannte den Jungen schon, obwohl er nicht hätte sagen können, woher. Ein Ereignis schwamm im anderen, eines durchdrang das andere ununterscheidbar.

Freundliches Sonnenlicht strömte über den Boden und die hellen, hölzernen Gitterstäbe. Eine Türe, irgendwo draußen, außerhalb des Laufstalls, war geöffnet worden. Ago spürte einen kühlen Luftzug. Die große Welt von irgendwoher drang herein. Der Blondschoopf im hellgrauen Wollpullover und seiner hellblauen Jeans unternahm noch nichts. Seine hellen, forschenden Augen, deren Ziel nie abzuschätzen war, blickten an ihm vorbei und blickten aufwärts nach den beiden

großen Menschen, von denen einer die große Vertraute war. Diese reichte dem Ago, doch auch dem anderen Jungen je einen Zwieback hinunter. Ago war selbstzufrieden genügsam, er war im eigenen Reich, das ihm gehörte, und duldet keine Störung. Es war der knusprige Zwieback, der schmeckte und roch, es war sein eigener Zwieback, und er machte sich daran, ihn zu verzehren. Da griff der fast Kahle, der mit dem blonden Flaum, der Unangenehme, nach Agos Zwieback und zog daran mit kräftiger Hand. Und Ago wehrte sich. Der Unangenehme, der Störer, wirkte wie eine Bedrohung. Agos Zwieback zwischen seinen Fingern, noch einen weiteren Zwieback in seiner anderen Hand, den eigenen nämlich, zog er, und er zog viel kräftiger – so schien es – mit nur einer Hand als Ago mit beiden Händen. Das ärgerte Ago, er musste ja stärker sein, er war der Held, der Mittelpunkt der ganzen Welt, seiner Welt, der Welt des Laufstalls. Er war der Würdevolle, der Unbezwingbare. Und er war wütend. Wie konnte es sein, dass dieser Hupfer, dass dieser Fremde, der klein und hilflos war vor seiner großen Vertrauten, so furchtbare Kräfte entwickelte, wie konnte es sein? Durfte das sein? Da die Vertraute nicht half, begann er zu schreien, schaute sich hilflos um und blickte nach oben. Die große Vertraute stand über ihm, doch sie war einige Schritte zurückgetreten, sie öffnete in diesem Moment außerhalb des Laufstalls eine große Glastür, Ago hörte diese knarren, und er spürte wieder einen Luftzug. Draußen lagen die Räume des Unbekannten. Alles war unüberschaubar, unbekannt, träumend, dämmernd. Und die Welt, die wirkliche Welt, die gegenwärtige Welt reichte nur bis zu den Gitterstäben des Laufstalls. Endlich ließ der kleine Störer nach, wandte sich ab und anderen Zielen zu. Auf allen Vieren wuselte er wieder unruhig im Stall herum und musste alles begripschen. Ago träumte wieder im Sonnenlicht und hatte die Allmacht zurück.

Als Ago fünf Jahre alt war, sah er zum ersten Mal die Fotografien, die seine Mutter damals aufgenommen hatte, als er mit dem kleinen Jungen im Laufstall einen Zwieback gegessen hatte. Die Mutter hatte gleich drei Aufnahmen davon gemacht, und er erinnerte sich wieder. Als er sie sah. Er hatte sie immer in sich getragen als lebende Bilder. Die Fotografien waren schwarz-weiß, aber die Erinnerungsbilder, die er schon lange mit sich herumgetragen hatte wie einen ganz persönlichen Besitz, waren farbig und durchaus lebendig. Auf den Fotografien war nicht zu erkennen, dass es der Junge mit dem großen, breiten Kopf und hellbraunen, lockigen Haaren gewesen war, der all das lebendig gesehen hatte. Auf den Fotografien war nicht zu sehen, dass alles von hellem Sonnenlicht durchflutet war, aber Ago erinnerte sich, und er erinnerte sich an vieles mehr. Jetzt erfuhr er auch: Der Junge, der versucht hatte, ihm den Zwieback wegzunehmen, war Frank. der Sohn von Florence, der besten Freundin der Mutter. Diesen Frank kannte Ago inzwischen ganz anders und auch sympathischer. Nie hätte Ago Frank von sich aus mit diesem Erinnerungsbild in eine Verbindung gebracht. Diese erinnerte bildhafte Szene hatte in ihm herumgeistert wie etwas, was er nicht einzuordnen verstand. Aber jetzt erkannte er die Ähnlichkeit mit Frank – und er verstand, was er zu jener Zeit nicht hatte verstehen können. Zum Zeitpunkt der Fotografien war Ago zehn Monate alt gewesen. Die Mutter wollte ihm nicht

glauben, dass er sich erinnern konnte. Aber Ago sagte, dass das Wetter strahlend sonnig war, was die Mutter nur bejahen konnte, und er fragte sie nach dem Luftzug, den er damals verspürt hatte. Dass es den gegeben hatte, musste die Mutter bestätigen. Der Laufstall hatte auf dem Balkon der alten Wohnung in der Kriegsstraße gestanden.

Nach diesem Vorblick auf eine spätere Zeit wollen wir zurück in Agos Kleinkindalter kehren: Agos Kopf im Kleinkindalter war außergewöhnlich breit und groß, von hellbraunen Locken umgeben, und die Augen veilchenblau, überaus wach und strahlend. Niemand konnte wissen, was hinter diesen veilchenblauen Augen vor sich ging, am wenigsten der Vater. „Kinder denken nicht“, dachte der Vater, „sie träumen. Alles ist undifferenziert. Sie schauen nur, sie glotzen. Sie begreifen nicht. Sie sehen nur Farben, sie sehen, dass sich da etwas bewegt. Nichts weiter. Alles sind nur Farben und alles ist in Bewegung. Der Sinn der Farben ist ungeordnet und wirr.“ Aber er irrte, er irrte wie immer. Er selbst war's, der glotzte und Farben sah und während des Starrens abstrakte Gedanken dachte. In Ago aber ging in indessen das Folgende vor sich: Gerade dort, wo er hinsah, hinter dem Rücken des Vaters, befand sich das Dach eines Kirchturms, aufragend zwischen den Jugendstilbauten. Es war ein dunkles, furchterregendes Dach, das ihm das Sonnenlicht raubte. Und davor der Kachelofen, die gelbe Rassel, die ihm der Vater reichte. Die Welt war in ein Licht gehüllt, ein Licht, das aus dem Sonnenlicht hervorstrahlte, ein warmes, verborgenes Licht, ein anderes, voll eines geheimen Lebens. Das flutete um alles, und das schwarze Kirchturmdach, das drohend ragte, wollte es ganz verdrängen, verschattete es, schnitt furchtbar hinein. Unheimlichkeit und Härte gingen von ihm aus. Sein erstes Wort war „Gucke“, was ‚Gurke‘ bedeutete. Er sah sie im Glas und zeigte darauf und sagte „Gucke“, und die Mutter sagte: „Schau, er sagt ‚Guck mal‘! Aber die junge Großmutter, die Omi Kussing, die dabei saß, sagte: „Nein, er sagt Gurke!“ Und sie öffnete das Glas und gab ihm eine Gurke. Er nahm sie und aß sie auf. Sie hatte wohl recht gehabt. Damals war Ago anderthalb Jahre alt.

Als Ago anderthalb Jahre alt war, zogen die Eltern um. Sie wechselten den Wohnort von der kleinen Mietwohnung mit Balkon in der Kriegsstraße in eine Neubausiedlung in der Nordweststadt. Das neue Einfamilienhaus, in einer ruhigen Straße, von Wiesen umgeben, war eben fertiggestellt. Ago bemerkte nur so viel davon, dass sich das Haus beträchtlich vergrößert hatte. Es war unheimlicher geworden und hatte viele verborgene Winkel. Er konnte im Wohnzimmer über den Teppich kriechen, und ganz besonderen Spaß machte es ihm, wenn er hinter den gepolsterten Sesseln und der großen Couch bis zur Tapete kroch, am Kabel den Lichtschalter fasste und diesen immer wieder ein- und ausschaltete.

Er lernte allmählich. Er lernte, dass der Vater Werner hieß, die Mutter Marie. Sie waren immer um ihn, und er gewöhnte sich langsam an sie, er lernte sie durch den Schlaf hindurch kennen.

Er kannte gerade die Straße, in der er wohnte, er wusste gerade, wie er hieß, und dass in seinem Namen ein geheimer Zauber lag. Er war der Mittelpunkt einer verborgenen Welt, deren Größe im Dunkeln lag. Er selbst war ein verborgener Mittelpunkt. Aber er ahnte, dass er diese unbekannte Welt in ihrer weiten, grenzenlosen Nacht entscheidend bestimmen würde und dass die Mittelpunkte in ihr zahllos waren, alles Mittelpunkte und alle mit ihm selbst auf eine intime Weise verbunden. Er war der Mittelpunkt selbst, war eine Mitte, die aus der Verborgenheit treten würde, und daher zweifellos unendlich bedeutungsvoll. Auch die anderen Menschen waren solche Mittelpunkte, das konnte er schwach erahnen, aber das Ich war in ihm, von keinem gekannt, in ihm war das unoffenbarte Ich-Bin.

Dieses Ich-Bin erwachte bisweilen, wenn auch bisher noch nicht so sehr in wörtlicher Rede, doch gab es Momente, klare Momente, in denen er sich seiner selbst bewusst war, so an einem Sonntagvormittag, als das helle Sonnenlicht durch die Terrassenglastüre ins Wohnzimmer fiel. Er war wohl gerade zwei Jahre alt. Da saßen ihm die Eltern gegenüber, der schlanke Vater in weinroter Wollstrickjacke über dem Hemd mit dunklen, lockigen, fast krausen Haaren, daneben die blonde Mutter, und sie lächelten ihn an. Ago selbst saß in dem großen roten Sessel, der des Vaters Jacke glich, da er mit einem Überzug aus rotem Kordstoff bezogen war, widerstandsfähig und doch elastisch und weich zugleich. Die große Lehne des Sessels türmte sich weit über ihm auf und floss in die Mulde, in der man sitzen konnte, geradezu über, sodass sie mehr noch einer bergenden Grotte glich. Ago war geborgen, und aus seiner Sesselgrotte blickte er hinaus in den strahlenden Sonnenschein, der sich im Zimmer verbreitete, und blickte in das Gesicht der Eltern. Die Eltern unterhielten sich mit ihm wie immer. Der Vater stellte wieder die Frage, wer sie denn seien, die mit ihm redeten. Ago wusste es wohl. „Ama, Aba!“, gab er zur Antwort. Und die Worte „Ama, Aba“ schmolzen mit dem Sonnenlicht dahin und wurden zu wirklichen Namen, Namen, die den ganzen Raum erfüllten und sich ausbreiteten über die ganze Welt. Das war die zweite bewusste Erinnerung, die er in seinem Leben hatte.